

# Vertrauen ins Leben statt rückwärtsgewandter Utopien und autoritärer Hoffnungen

Die Replik von Sonja Angelika Strube auf Michael Schübler

**M**ichael Schüblers Artikel führt aus, was ich mir mit Blick auf Themenfokussierung und vorgegebene Textlänge schweren Herzens verkniffen habe, und bietet eine willkommene Ergänzung. Er umreißt Hintergründe zur Gedankenwelt der Neuen Rechten und liefert in O-Tönen Beispiele für das, was ich eine (ggf. „wortreiche“) „Dialogverweigerung“ nenne. Die Aussage Götz Kubitscheks, Ziel dieser Aktionen sei „nicht die Beteiligung am Diskurs, sondern sein Ende als Konsensform [...]“ spricht recht unverhohlen von nichts Geringerem als dem anvisierten Ende demokratischer Kommunikations-, Entscheidungs- und Regierungsformen. Dies stellt einmal mehr die Verantwortung vor Augen, die die Kirchen gerade in ihren groß angelegten Veranstaltungsformen – von Akademieabenden bis Kirchen-/Katholikentagen – tragen, wenn sie entscheiden, wen sie wie auf ihren Podien sprechen lassen.

Und es zeigt, wie notwendig es ist, deutlich zu unterscheiden zwischen wirklich besorgten Menschen einerseits – die übrigens zum Großteil von ihren Sorgen gar nicht in rechte Ideologien getrieben werden, und persönlich völlig unbesorgten rechten Agitator/innen und Ideolog/innen andererseits. Wenn Michael Schübler fordert: „nicht ohne“ heißt auch nicht ohne jene, die Vielfalt selbst als Be-

drohung erleben“, dann benennt dies (ob intendiert oder nicht) einen Teil der ersteren Gruppe, nicht aber die, die die Ängste anderer künstlich und mit kühlem politischen Kalkül schüren. Diese Unterscheidung halte ich für essentiell und wünsche mir in Kirchen und Gesellschaft ein noch präziseres sprachliches Bewusstsein für sie. Wer Ängste schürt, dessen rhetorisch-politische Strategie gehört entlarvt. Wohlmeinende, die sich *hier* zu verständnisvollen „Hermeneuten der Wut“ machen, gehen rechten Strategien auf den Leim und – was schlimmer ist – vervielfältigen damit deren Wirkung. Davor warnen auch Schübler und der von ihm zitierte Bernhard Pörksen.

Was ich mit „die eigentlichen Themen finden“ nur andeute, vertieft Schübler unter „Neurechte Tiefengeschichte und toxische Opferkonkurrenzen“. Die Aufgabe, zu erkennen, was Menschen eines Stadtteils, eines Dorfes oder einer Region umtreibt und auf den Nägeln brennt, kann freilich nur vor Ort und dort gemeinsam mit anderen angegangen werden. Sie bedarf selbst schon des Gesprächs und vermutlich auch des Versuchs und Irrtums. Wichtig ist, nicht nur nach den Besorgnissen derer zu fragen, die politisch nach rechts abdriften, sondern gerade auch derer, die der rechtspopulistischen Versuchung widerstehen. Sie sind die Stützen unserer demokratischen

Gesellschaft und können von konstruktiven Lösungsansätzen berichten.

Damit Kirche Ort milieuübergreifender Begegnungen, Gespräche und Diskussionen sein kann, muss sie zugleich sich selbst verändern. Neben „digitalem Kapitalismus“ (Schüßler) und einem „globalen Markt der Religionen“ (Reckwitz) sind es vor allem rückwärtsgewandte Utopien – Verklärungen der „guten alten Zeit“: Mittelalter, Kreuzritter, Monarchie, pianische Epoche – sowie autoritäre Sehnsüchte und Hoffnungen, die nicht nur einzelne Christ/innen anfällig für politische wie religiöse autoritäre Ideologien machen, sondern die auch umgekehrt die vorkonziliar-antimodernistische Gestalt, die die katholische Kirche in der pianischen Epoche hatte, attraktiv und erhaltenswert macht für Teile der Neuen Rechten. Hier steht Kirche vor allem auf institutioneller Ebene vor der Aufgabe, die längst vorhandene innere Heterogenität, Pluralität, Diversität wertschätzen zu lernen und zugleich konstruktive Streitkulturen zu entwickeln, gerade auch da, wo bislang unterschiedliche Rekurse untersagt waren. Denn: „Glauben heißt Vertrauen ins Risiko des Lebens“ (Schüßler).

Ein selbst-/kritischer Gedanke zum Schluss: Wodurch unterscheiden sich Postulate wie „Das Christentum ist keine identitäre Religion!“ oder „Der Gedanke der Gottebenbildlichkeit ist eine unverhandelbare christliche Grundüberzeugung“ von fundamentalistischen Verabsolutierungen etwa antimodernistischer Schriften

der pianischen Epoche? Sind nicht auch sie nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Panoptikum biblisch-christlicher Glaubensgeschichte, die genauso gut auch andere Rekurse zuließ und zuließe? Ja, sie sind nur ein Ausschnitt und eine bewusste Wahl. Und genau dieses nicht-fundamentalistische Glaubensweisen prägende Bewusstsein für die Möglichkeit anderer Rekurse bremst bisweilen Argumentator/innen gegen Fundamentalismus und rechte Ideologien innerlich aus, möchte man doch nicht mit gleichem Absolutheitsanspruch einfach nur das Gegenteil behaupten. Aus diesem Dilemma hilft eine dialektische Argumentationseinstellung:

Solange mein Gegenüber mit Absolutheitsanspruch nur seinen eigenen Rekurs als gültig behauptet, stelle ich mit gleicher Unmissverständlichkeit und Sturheit meine Antithese dagegen – nicht, weil ich (kausal) meine, allein mein kleiner Gedanke sei Gotteswille oder welterlösend, sondern damit (final) in den Köpfen unserer Zuhörer/innen (und vielleicht auch meines Gegenübers) aus diesem hartnäckigen Gegeneinander von These und Antithese auf höherem Niveau eine Synthese möglich werden kann. Deshalb halte ich es im Gespräch mit Menschenrechtsgeringschätzer/innen nicht nur für legitim, sondern für geboten, klare kompromisslose Antithesen zu Ideologien der Ungleichwertigkeit zu formulieren.